

*Jens Schröter*, Jesus und die Anfänge der Christologie. Methodologische und exegetische Studien zu den Ursprüngen des christlichen Glaubens, (Biblisch-Theologische Studien 47), Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 2001 (ISBN 3-7887-1877-3)

Grundlage des vorliegenden Bandes bilden einige Beiträge des Professors für Neues Testament an der Universität Hamburg, Jens Schröter, die zuvor an anderen Orten publiziert und hier überarbeitet wurden, so dass der Band als eine einheitliche Studie betrachtet werden kann. Der Autor stellt programmatisch fest, daß die klassische Frage nach dem historischen Jesus in den letzten zwanzig Jahren mit lebhaftem Interesse wiederaufgenommen wurde. Das Problem betrifft nicht nur die Person Jesu an sich, sondern überhaupt die Anfänge des christlichen Glaubens.

Im 1. Kapitel weist der Autor darauf hin, dass die Jesusfrage historischen Charakter hat und daher erkenntnis- und zwar geschichtstheoretisch betrachtet werden muss. Anhand der Thesen von A. Schweitzer und M. Kahler schließt er, dass die Vorwürfe gegen die historische Jesusforschung nicht überzeugend sind. Ferner meint er, dass die von vielen Neutestamentlern vertretene Spannung zwischen dem historisch erforschten Jesus und dem Christus des Glaubens abgebaut werden kann, indem der Forscher die historische Erkenntnis geschichtstheoretisch bearbeitet und als Gegenstand der Theologie betrachtet. Aufgrund dessen ist die Jesusfrage umzuformulieren: Man sollte nicht nach dem „wirklichen Jesus“ hinter den Quellen (sowieso sind historische Erkenntnisse durch Relativität gekennzeichnet), sondern nach dem erinnerten Jesus vor den Quellen suchen. Heutige Jesusdarstellungen müssen auf plausible Weise die historische Forschung und den christlichen Glauben verknüpfen.

Im 2. Kapitel zieht der Autor Konsequenzen aus der geschichtstheoretischen Analyse des 1. Kapitels für die Jesusdarstellungen der heutigen Zeit. Die heutige Jesusforschung darf die Zeit Jesu nicht durch die Gegenwartsvorstellungen deuten, so wie das die Evangelien tun, sondern muss die Entstehung des Christentums aus dem Wirken Jesu heraus verständlich machen. Die Jesusüberlieferung unter Betonung der bleibenden Bedeutung des irdischen Wirkens Jesu ist unabhängig von der vorpaulinisch-paulinischen Tradition entstanden und bildet zusammen mit ihr die zwei Pole des urchristlichen Glaubens. Die theologische Relevanz der Jesusfrage hat mit dieser bleibenden Bedeutung zu tun, die in den Jesusdarstellungen ausgedrückt wird. Zwischen möglichen und unmöglichen Deutungen von Jesus muß man natürlich differenzieren und außerdem darf die Mannigfaltigkeit der Jesusdarstellungen nicht auf ein einheitliches Bild reduziert werden.

Das Markusevangelium und die Logienquelle Q als die ältesten Zeugnisse für die Wirkungsgeschichte des irdischen Jesus stehen im Mittelpunkt des 3. Kapitels. Diese zwei urchristlichen Schriften weisen durch ihre eigenen Perspektiven auf eine gemeinsame Überlieferung, wie auch auf eine zugrunde liegende Zeitspanne für das Wirken Jesu hin (vom öffentlichen Auftreten des Täufers bis zum Wiederkommen des Menschensohnes). Die wirkungsgeschichtliche Kategorie der Erinnerung ist dabei von erheblicher Bedeutung: Nur aufgrund ihrer Betrachtung kann die Beziehung zwischen Täufer und Jesus und zwischen dem abgelehnten und dem vollmächtigen Jesus richtig evaluiert werden.

Das 4. Kapitel wird dem Stand der gegenwärtigen Q-Forschung gewidmet. Nach der Meinung von Schröter hat sich die Q-Forschung bis jetzt überwiegend mit der

Gattungsbestimmung und Entstehung der Q-Quelle beschäftigt. Q ist aber eigentlich ein hypothetisches Dokument. Deswegen darf sie nicht zur Grundlage weitreichender Thesen über die frühe Jesusüberlieferung und die Geschichte des Urchristentums gemacht werden. Ihr literarischer Charakter, Umfang und Wortlaut lassen sich nicht eindeutig feststellen und alle vermeintlichen Rekonstruktionen bleiben lediglich Vorschläge. Auch die These, daß sich im Untergrund von Q mehrere literarische Schichten befinden, kann nicht einfach angenommen werden. Trotzdem lehnt der Autor die Q-Hypothese nicht grundsätzlich ab, sondern meint, dass Q als ein „flexibel gehandhabtes Modell“ gebraucht werden soll, mit dessen Hilfe wichtige Tendenzen und Charakteristika innerhalb der frühen Jesusüberlieferung hervorgehoben werden können.

Im 5. Kapitel gibt der Autor ein Beispiel für die Verwendung von Q im Rahmen der Jesusfrage. Hier stellt er die grundsätzliche Frage, ob Jesus nach der frühen Jesusüberlieferung überhaupt gesetzeskritisch war und ob Stellen, in denen er das Gesetz anzunehmen scheint, durch judenchristliche Kreise wirklich als Angleichungen seiner Verkündigung an das jüdische Gesetz zu erklären sind. Nach der Exegese von Lk (Q) 16,16-18 (vgl. Mt 5,17-20) schließt er, daß Jesus in Q eigentlich gar nicht gesetzeskritisch ist und dass seine Stellungnahme zur Tora in der allgemeinen jüdischen Diskussion um die konkrete Auslegung der Tora anzusiedeln ist. Nach der Auffassung von Q ist also das Christentum innerhalb der Identitätsmerkmale des Judentums zu definieren.

Im 6. Kapitel untersucht der Autor die Bedeutung Jesu im Markusevangelium und in Q in Bezug aufeinander. In dieser Hinsicht betrachtet er Wirken und Geschick Jesu auf dem Hintergrund der Christologie. Im galiläischen Bereich der Jesusüberlieferung gab es eine eigenständige Interpretationsrichtung. In ihrem Rahmen verbindet Mk die anbrechende Basileia Gottes und den erwarteten Menschensohn mit dem Tod, der Auferstehung und der Durchsetzung der Gottesherrschaft durch die Parusie Jesu auf der Basis von Dan 7,13f. Die Termini Christus und Sohn Gottes gebraucht Q nicht titular; bei Mk gewinnen sie erst ihren titularen Sinn durch den Menschensohn-Begriff. Deswegen erhalten diese Titel bei Mk eine eschatologische Ausrichtung, die sich einerseits als Erwartung der Wiederkunft des Menschensohnes und andererseits als Verpflichtung der Gemeinde, das Wirken Jesu auf Israel (und auf die Völker) auszudehnen, ausdrückt. Q steht ganz auf dem Boden der Jesusüberlieferung und interpretiert sie neu im Licht der Auferstehung. Mk verbindet die Jesusüberlieferung mit dem urchristlichen Bekenntnis „Jesus Christus“ in der Perspektive des wiederkommenden Menschensohnes. Theologiegeschichtlich ist die Verbindung der Basileia-Verkündigung mit der Menschensohn-Christologie ein „selbständiges Modell“, das aus dem galiläischen Raum stammt. Mk hat sekundär dieses Modell mit dem "antiochenischen" Modell der vorpaulinisch-paulinischen Tradition verbunden. Der Vorschlag des Autors für eine neue Akzentuierung der christologischen Entwicklung lautet: Der Menschensohn Jesus ist der Repräsentant der Gottesherrschaft und nur als solcher der Christus und Gottessohn.

Im 7. Kapitel versucht Schröter zu zeigen, daß es in der urchristlichen Theologiegeschichte nicht nur Pluralität, sondern auch Kohärenz gab. Nach seiner Meinung hat H. Köster richtig gesehen, dass es im Urchristentum grundsätzlich kein einheitliches Bekenntnis gegeben hat. Trotzdem muss sein Modell der Mannigfaltigkeit revidiert werden. Im jerusalemisch-antiochenischen Bereich wurde besonders die Wirkung des

Todes Jesu betont, die in der Beseitigung der Sünden und in der neuen Identität der sich auf seinen Namen berufenden Gemeinschaft besteht. Andererseits hat die galiläische Tradition die Anknüpfung an die Verkündigung Jesu innerhalb der nachösterlichen Situation neu gedeutet. Die Tilgung der Sünden durch Jesu Tod war dieser Tradition ganz fremd; diese ging also nicht von Jerusalem aus. Trotzdem besaß sie eine Kohärenz, da sie mit dem vorpaulinisch-paulinischen Glauben verbunden war. Es gab also im Urchristentum eine Vielfalt von Aspekten, die aber eine gemeinsame Überzeugung vom Handeln Gottes in Jesus ausdrückten. Es ging dabei nicht um konkurrierende Ansätze, sondern um den einen Glauben an die Vollendung des Gottesreiches in naher Zukunft durch das Auftreten des Menschensohnes Jesus, der innerhalb der jüdischen Terminologie und Vorstellungswelt als Repräsentant Gottes verstanden wurde. Ferner wurde das Geschehen um Jesus zugleich als ein Auftrag betrachtet, Israel und die Völker zur Umkehr aufzurufen. Eine Deutung Jesu als Weisheitslehrer oder Wundertäter ist in diesen Ansätzen nicht vorhanden. Nach all dem sollte man eigentlich nicht von Pluralität und Kohärenz, sondern von Pluralität innerhalb einer Kohärenz im Urchristentum sprechen.

In der Schlussbetrachtung wiederholt der Autor zusammenfassend seine wichtigsten Thesen und äußert die Hoffnung, daß sein Vorschlag über die historische Entwicklung der Christologie, wie er sie zu rekonstruieren versucht, zur Debatte um Jesus und die Anfänge des Christentums beizutragen vermag. Eine solche Debatte kann heute unser Bild vom Entstehen des christlichen Glaubens bereichern und differenzieren.

Dem letzten Kapitel des Bandes folgt ein ausführliches Literaturverzeichnis, ein Autoren-, ein Stellenregister in Auswahl und ein Nachweis der Erstveröffentlichungen.

Der vorliegende Band ist ein wichtiger Beitrag zur heutigen Jesusdebatte, die sowohl für die neutestamentliche Wissenschaft als auch für die christliche Theologie überhaupt von höchster Bedeutung ist. Die Analysen von Texten werden von Professor Schröter ganz präzise durchgeführt und Schlussfolgerungen nüchtern und sehr vorsichtig artikuliert, da ihm die Tatsache bewusst ist, dass er sich mit einem sehr komplizierten Thema beschäftigt. Ganz wichtig ist dabei, dass er seine methodologischen und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen mit Klarheit darstellt, dass er in diesem Sinne mit Recht die Relativität historischer Erkenntnisse und den hypothetischen Charakter der Q-Theorien betont. Durch die Behandlung seines Themas zeigt er, dass er über ein fundiertes Wissen im Bereich der Jesusforschung verfügt und aufgrund dieser soliden Grundlage auch neue, begründete Thesen anzubieten hat, die methodologisch, historisch und theologisch die wissenschaftliche Diskussion wesentlich fördern. Allgemein betrachtet, geht es um einen Band, der für alle mit der Bibelwissenschaft vertrauten und an der historischen und theologischen Entwicklung des Urchristentums interessierten Leser sehr hilfreich sein kann - nicht weil sie allen Thesen des Verfassers unbedingt zustimmen werden, sondern weil sie durch Methode und Inhalt des Bandes wissenschaftlich weiterkommen.

*Christos Karakolis, Athen*